SCHLACHTFELD - 1956

Normalerweise erscheint bei der Geburt der Kopf zuerst. Bei Horsti war's der Hintern. Der Kopf steckte noch im Dunkeln. Das Licht der Welt sah er nicht. Völlig egal. Denn draußen war's ohnehin noch stockfinster.

Seit zwei Uhr in der Früh hatte sich die Hebamme abgequält – hatte versucht, den Knirps im Mutterleib noch zu drehen. Vergeblich. Jetzt war es fünf. Die Mutter war pitschnass, schnaubte wie ein See-Elefant, schrie vor Schmerzen und Frau Beil brüllte:

„Pres-sen, Martha! Du-musst-pres-sen!"

Endlich erschien das winzige Hinterteil. Iris Beil ergriff es, zog und zerrte daran, bis der Rest des Körperchens sich zeigte und dann – klemmte der Kopf im Beckenring fest. Horsti hatte sich verkeilt. Blitzschnell warf sich die Hebamme auf Marthas Bauch, walkte, drückte und quetschte ihn, bis die Rippen knackten und schließlich glitt das Köpfchen mit einem feuchten Schlotzen heraus. Noch einmal schrie Martha, bäumte sich auf – dann sank sie zurück in die Kissen.

„Ein Junge! Es ist ein Junge!", rief Iris.

Vorsichtig löste sie die Nabelschnur vom Hals, ergriff das vorbereitete warme Tuch und rieb den Winzling ab.

„Horsti?", murmelte Martha, „bist du mein Horsti?"

Horsti antwortete nicht – er atmete nicht einmal. Horsti war blau. Iris packte ihn an den Füßen, riss ihn in die Höhe und schlug ihm mit der flachen Hand auf den Rücken – wieder und wieder.

„Wirst du jetzt wohl atmen, du Wurm! Mach schon! Hol Luft! Mach keinen Ärger! Fang an, zu leben!"

Horsti hatte verstanden. Er öffnete den Mund, sog ein paar Milliliter abgestandener, schweißgetränkter Luft in seine winzigen Lungen und begann

zaghaft zu quäken. Allmählich wich das Blau, und die Haut färbte sich rosa. Iris Beil nahm das Hörrohr, kontrollierte die Herztöne, klemmte die Nabelschnur ab und legte Horsti auf den Brustkorb der benebelten Mutter. Erst jetzt erkannte sie den Kriegsschauplatz. Alles war rot. Mit Blut vollgesogen das ganze Bett. Nach wie vor strömte es aus dem Geburtskanal und versickerte im Laken. Damm und Vagina waren gerissen. Martha stöhnte.

„Verdammt …“, murmelte Iris, „die Plazenta löst sich nicht.“

Sie schnaufte, riss die Tür zum Flur auf, stürzte an Johann, dem Vater, vorbei und schrie:

„Es ist ein Junge!“

Dann rannte sie in die Küche, drehte den Hahn auf, riss ein Handtuch vom Haken, tränkte es mit Wasser und stürmte zurück ins Schlafzimmer. Sie nahm den Kleinen von der Brust der Mutter, legte ihn aufs blutverschmierte Bett, drückte das kalte, nasse Handtuch auf den Unterbauch der jammernden Martha und begann mit rhythmischen Kompressionen.

„Mussich sterben?“ … „Isses Kind lebendich?“, lallte Martha und fiel in Ohnmacht. Horsti begann zu krächzen. Iris Beil massierte weiter. Das Krächzen steigerte sich zum Schreien. Horsti lief rot an. Ruderte mit Armen. Die Hebamme griff nach ihm. Hob ihn mit der Linken und knetete mit der Rechten weiter den Bauch der Mutter. Jonglierend versuchte sie, das kleine Bündel auf die Kommode zu heben. Martha krampfte, bäumte sich auf – stieß gegen den Arm der Hebamme. Iris taumelte, verlor das Gleichgewicht. Der Säugling entglitt ihr und fiel – stürzte senkrecht zu Boden und krachte mit dem Kopf auf die Holzdielen – Stille. Iris erstarrte.

Meine Mutter kam mit einem Stoßseufzer zurück ins Bewusstsein.

ZUGFAHRT - 1972

Ich war völlig außer Atem. Mir war übel vor lauter Anstrengung. Zwei Kilometer mit dem Rad bis zum Bahnhof in nur fünf Minuten! Irre! Die Schranken waren schon unten. Der Zug kam quietschend zum Stehen. Ich sprang vom Sattel, knallte den Drahtesel gegen den Zaun, hechtete mit einem Satz über den Maschendraht und rannte auf die Gleise. Stolperte über die Schienen und fluchte.

„He, Bengel, komm zurück! Runter von den Gleisen! So-fort!“, brüllte der Bahnwärter. Ich ignorierte ihn. Zum Lateinunterricht durfte ich auf keinen Fall zu spät kommen. Ich musste diesen verdammten Zug erwischen. Stolperte weiter. Nur noch über diese Schienen. Dann hatte ich es geschafft. Plötzlich ein schriller Ton – die Lokpfeife des Eilzuges. Verflucht. Den hatte ich komplett vergessen. Ich sah nach links. Mit voller Geschwindigkeit raste das eiserne Monstrum auf mich zu. Panik. Ich schloss die Augen und sprang. Blut spritzte. Mein Körper schleuderte durch die Luft. Wurde gegen den wartenden Zug geschmettert und sackte auf die Gleise.

Mit diesem Schreckensbild vor Augen und einem gellenden Schrei landete ich im gegenüberliegenden Gleisbett. Im gleichen Moment traf mich die Druckwelle des vorbeidonnernden Eilzuges und drückte mich mit Wucht gegen die Bahnsteigkante. Jetzt saß ich im Schotter vor den riesigen, eisernen Puffern der Elektrolok, die mich nach Neuss bringen sollte. Mein Körper bebte. Ich japste nach Luft. Mein rechter Handballen blutete, meine Klamotten waren verdreckt und mein Rücken schmerzte. Mit butterweichen Knien rappelte ich mich auf, kletterte auf den Bahnsteig und hinkte in Richtung Waggon – vorbei an dem Lokführer, der gelangweilt durch das Guckloch seines Führerstandes in den einsetzenden Regen blinzelte.

Gerade wollte der Schaffner in seine Trillerpfeife sabbern, als er sah, wie ich auf ihn zu humpelte. Und so, als hätten wir uns vorher abgesprochen, winkte er,

wartete und hielt mir die Tür auf. Ich stieg ein. Kaum war ich drin, hatte das Adrenalin auch schon mein Herz erreicht. Gewalttätig pochte es gegen meine Rippen. Der Brustkorb war zu eng – das Atmen zu schwer. Ich schlotterte und schwitzte. Eine Drittelsekunde später und ich wäre nur noch Fleischbrei und Knochensalat gewesen. Es gab einen Ruck. Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Die Faaahrkardn, biddä!“, leierte mir der Schaffner ins Gesicht. Ich sah ihn nur unscharf. Dafür roch ich ihn – faulig und feucht. Mir wurde übel. Mit zittrigen Fingern zog ich meine Schülermonatskarte aus der Innentasche meines verwaschenen Parkas und hielt sie ihm unter die Nase: *Horst Wend, geboren in Aachen, wohnhaft in Kleinkaten, 16 Jahre, dunkelblond*. Der Kontrolleur nickte zufrieden, öffnete die Tür zum Raucherabteil und verschwand im Zigarettendunst. Ich zwängte mich in die andere Richtung durch einen mit Schülern und Berufstätigen vollgestopften Gang der ersten Klasse. Der Zug rumpelte über die Weichen. Ich hatte Mühe, bei den schlingernden Bewegungen das Gleichgewicht zu halten.

Mein rechter Oberarm streifte die Brust einer jungen Frau. Sie lächelte mich an. Ich stammelte eine Entschuldigung und bahnte mir meinen Weg durch die Massen. Es stank. Eindeutig ein Zwiebelfurz. Nachdem ich mich durch den Gang gekämpft hatte, verschiedenen Leuten auf die blank geputzten Schuhe gestiegen war und genervte Bemerkungen gehört hatte, gelangte ich in das Verbindungsteil zwischen den beiden Waggons. Es roch nach Urin, lärmte und quietschte. Hier war ich richtig. Gegenüber der Toilette waren noch beide Klappsitze frei. Nur Bekloppte und Schwerhörige setzten sich hier hin. Es war kalt und zugig. Die Anschlussbleche der Wagenverbindung klapperten. Die schneidenden Laufgeräusche der Stahlräder waren nervtötend.

Aber hier musste ich wenigstens nicht stehen. Ich ließ mich auf einen der Sitze fallen, wischte das Kondenswasser vom Fenster und starrte hinaus. Meine Hände zitterten immer noch, meine Lunge brannte. Es war nicht das erste Mal,

dass ich durch Blut und Dreck ins Leben zurückgekrochen war. Sechzehn Jahre waren das jetzt her. Hätte frühzeitig Schluss sein können, damals. Eine nicht korrigierbare Steißlage. Die Nabelschnur wie ein Strick stramm um den Hals. Ohne Luft im Beckenring. Zum Schluss noch einen Kopfsprung auf den Fußboden. Alles beste Voraussetzungen für ein vorzeitiges Ende.

„Bist nach der Geburt aufn Kopp gefallen! Du Armleuchter!“ So der Spruch von Thom, meinem ältesten Bruder. Das war nicht freundlich, aber wahr. „Thom übertreibt! So schlimm war es nicht, Horsti! Es war keine große Sache!“, meinte meine Mutter. Nicht so schlimm? Keine große Sache? Ehrlich? Ich glaubte ihr kein Wort. Ist ja klar. Welche Mutter spricht schon gern mit einem Sechzehnjährigen über ihr Geburtsgemetzel und seine Hirnschädigung? Wenn sie mit anderen sprach, hieß es immer: „Es war eine schreckliche Quälerei mit ihm damals!“ Und ich dachte, eine Quälerei ist es auch heute noch.

Ich war felsenfest überzeugt: Beim Sturz auf die Dielen hatte ich mir einen Hirnschaden zugezogen. Niemand übersteht so etwas folgenlos. Dr. Schneebuch, unser fußlahmer Biolehrer, hatte zwar erklärt, dass der Kopf eines Neugeborenen sehr flexibel sei und leichte Stöße gut abfedern könne. Hier aber handelte es sich ja eindeutig *nicht* um einen leichten Stoß, sondern um einen brutalen Sturz auf einen harten Boden. Aus einer Höhe von vermutlich einem Meter. Das war wie ein Pferdetritt. Das steckt kein noch so biegsamer Babyschädel einfach so weg. Ich tastete meine Hirnschale ab. Fühlte, ob nicht vielleicht doch eine Delle, eine Narbe, eine Erhebung oder eine Kerbe zu spüren waren. Aber was auch immer ich zu ertasten glaubte, ich fand keinen Hinweis auf eine Anomalie. Mein Kopf war, zumindest äußerlich, in Ordnung.

Angeblich war die ganze Sache noch viel schlimmer. Ja, das ist möglich! Es gab viele verschiedene direkte und indirekte Zeugen, die alle etwas darüber zu berichten wussten. Natürlich war da mein Vater, Johann. Anwesend waren auch meine Großmutter Else, die mich immer wieder eines schlechten Charakters

verdächtigte, und Hanni Kröten, eine Freundin. Martha, meine Mutter, hatte sie vorsorglich zur Geburt eingeladen. Nicht, weil sie wusste, was Schreckliches auf sie zukommen würde, sondern weil sie erstens unbedingt eine Hausgeburt wollte und zweitens Thom und Karl versorgt werden mussten – meine beiden älteren Brüder. All diese Personen waren nicht im Zentrum, aber doch in unmittelbarer Nähe des grausigen Geschehens.

Nachdem die Hebamme ohne Erfolg versucht hatte, durch Massage die Plazenta zu lösen, um die Blutung zu stoppen, musste sie zum letzten Mittel greifen. Sie krempelte den Ärmel bis über den Ellbogen hoch und führte ihre Hand vorsichtig durch den Geburtskanal in die Gebärmutter ein. Martha heulte wie ein sterbender Schwan. Johann krümmte sich vor der Schlafzimmertür. Großmutter jaulte wie ein Seehund, und Hanni zitterte, als hätte der Winter sie umarmt. Meine beiden Brüder, zwei und vier Jahre alt, kauerten unter der Treppe und versteckten ihre Köpfe zwischen den Knien.

Nur Iris Beil war hochkonzentriert. Sie löste das blutige Nährgewebe behutsam aus der Gebärmutter, zog es heraus, deponierte es auf dem Schlachtfeld und verhinderte, dass meine Mutter verblutete. Sie rettete ihr das Leben. Auch mich hatte sie gesund zur Welt gebracht – dann aber unglücklicherweise auf den Boden geworfen.

Der Zug kreischte und knirschte bei jeder Kurve und jeder Weiche. Der Regen prasselte gegen die Scheibe, und ich starrte hinaus in die öde Landschaft der niederrheinischen Tiefebene: Felder, Felder, nichts als Felder – düster und grau zogen sie vorbei. Dann der nächste Halt: Büdeken. Traurig standen hier die von Regen triefenden, typisch dunkelrot geklinkerten Spießbürgerbauten. Ordentlich entlang der Gleise in Reih und Glied. Kaum raus aus dem Kaff: ein Bauernhof. Und noch einer. Dann eine verwitterte Windmühle – verstümmelte Flügel. Schwarz-weiß gefleckte Kühe. Klitschnass auf sattgrüner Wiese. Kauten

ungerührt und glotzten blöd in den Regen. Was für ein beschissenes Wetter! Was für ein beschissener Tag! Was für ein beschissenes Leben!

„Hallo, Horsti!“

Die Stimme riss mich zurück ins Jetzt. Ich wandte mich um und blickte in zwei dicke Brillengläser. Dahinter Augen so groß wie Spiegeleier, die mich freundlich anstarrten. Pesch hatte sich neben mich gepflanzt.

„Scheißwetter, wa?“, sagte er.

„Ähh … ja, kann man so sagen!“

„Mal wieder ’n bisschen Sonne wär nicht schlecht …“

Na gut, dachte ich, dann eben über das bekackte Wetter reden. Er hatte ja recht. Seit Tagen war die Sonne nicht mehr zu sehen. Eine Regenperiode jagte die nächste. Am ganzen Niederrhein war die Stimmung gedrückt. Immer und überall nur Regenschirme, riesige Pfützen, feuchte Hosen, tropfnasse Schuhe und grimmige Gesichter. Besser wär’s jetzt in New Orleans.

„In New Orleans wär’s jetzt besser“, sagte ich.

„Häh? Wie kommste denn jetzt da drauf?“

„Da isses warm und trocken. Und es gibt gute Musik.“

„Aber auch scheißviel Rassismus …“

„… ändert nix am Wetter.“

„Horsti? … is alles in Ordnung mit dir?“

„Ja … alles in Ordnung. Is nur … hab gestern die Stones gehört. *Brown Sugar* … affengeil! Fängt an mit New Orleans.“

„Ah, okay.“

„Auch schon gehört?“

„Ne, nich mein Ding.“

„*Sticky Fingers*. Ist ne echt super Scheibe!“

„Mmhh …“

„*Brown Sugar* lief bei mir gestern rauf und runter.“

„Nix für mich … ich steh mehr auf die Bee Gees und die Carpenters …“

„Das is jetz’n Scherz, oder? … Haste mir nie erzählt.“

„Nee, kein Scherz! Hast mich ja nie gefragt. Mit Rock hab ich’s nich so. Und der Jagger … könnte Nachhilfe brauchen.“

„Nachhilfe? Was soll das heißen?“

„Der klingt so nach Zahnschmerzen … ein bisschen Gesangsunterricht wär’ nicht schlecht … is ja mehr Krach als Musik, was die Stones so veranstalten.“

Ich war geschockt.

„Das glaub ich jetzt nich, Mann. Zahnschmerzen? Gesangsunterricht? Krach? Bist du irre? Is das dein Ernst?“

„Nur meine Meinung.“

„Ich fass es nich. Du bist ja genauso hart drauf wie mein Alter!“

„Jetzt mach mal halblang! Bin doch nich dein Alter.“

„*Wie* mein Alter! Sag ich! *Wie*! Der is gestern in mein Zimmer rein, hat, ohne auch nur einen Piep zu sagen, die Nadel vom Plattenspieler gerissen, mir eine geschmiert und gebrüllt: ‚Mach die verdammte Affenmusik leiser!‘ Also ähnlich wie du! Affenmusik! Geht’s noch?“

„Jetzt komm mal runter, Horsti, Blödkopp! Ich sag ja nicht, dass das Affenmusik is. Nur eben nicht meine Sache …“

„Hast eben ’nen scheiß Musikgeschmack!“

„Die Faaahrkardn, biddä!“

Schon wieder der. Zum zweiten Mal hielt ich dem Schaffner meine Monatskarte vors Gesicht. Pesch wühlte umständlich in seiner Windjacke. Durchsuchte sämtliche Taschen, förderte alle möglichen Dinge zutage, nur seinen Ausweis fand er nicht. Meine Karte war längst wieder verstaut, als er immer noch in seinen Klamotten kramte. Der Schaffner lehnte sich gönnerhaft an die Toilettentür und gab sich gelassen – puhlte an seinen Fingernägeln und sah zu.

„Scheiße, ich hab sie doch eingesteckt“, murmelte er.

PESCH - 1972

Ich mochte Pesch. Kannte ihn seit der dritten Klasse. Er gehörte zum Kleinkatener Bauernadel. Trug immer kartoffelfarbene Stoffhosen, kleinkarierte Hemden und abgewetzte hellbraune Lederhalbschuhe. Die modischen Errungenschaften der Siebziger wie Boots, Schlagjeans und Parkas waren ihm fremd. Für Eingeborene verboten. Und dann seine Frisur: gegelter Kurzhaarschnitt, Ohren und Nacken kinderpopoglatt ausrasiert. Ganz so wie mein alter Herr. Pfui Teufel! Der Kleinkatener Friseur pflügte mit seinem Rasiermesser über alles hinweg. Auch über die Pickel, die aufspritzten wie reife Maulbeeren. Nach jedem Haarschnitt erschien Pesch im Unterricht mit Dutzenden kleinen Pflastern am Kopf. Sah aus wie ein verunglückter Streuselkuchen. Die Hornbrille mit den Panzergläsern gab ihm optisch den Rest.

Aber er war ein prima Kumpel. In unserer Unterstufenzeit, wir waren gerade mal dreizehn, hatte ich mit ihm nach der Schule oft auf den Bahngleisen unseres heimischen Bahnhofs Schmetterlinge gejagt. Er brachte mir bei, sie zu fangen. Niemals durfte man die Flügel einfach so anfassen. Das hätte die Oberfläche zerstört und die Farben beschädigt. Man musste warten, bis sie sich niedergelassen hatten. Erst in dem Moment durfte man behutsam zugreifen, nachdem sie die Flügel zusammengefaltet hatten. Außerdem lernte ich bei ihm, wie man eine Nadel sauber durch den Leib des Insekts stach. Zu Hause hatte Pesch einen Glaskasten, in dem seine Schmetterlingstrophäen der Größe und Farbe nach fein säuberlich mit den Stecknadeln aus dem Nähkorb seiner Mutter aufgespießt waren.

Ich selbst machte mir nichts aus Schmetterlingen. Konnte gerade noch einen Zitronenfalter von einem Pfauenauge unterscheiden, während er über den

ausrollbaren Saugrüssel des Kohlweißlings und die Verbergetracht des indischen Blattschmetterlings dozierte. Schon mit acht Jahren wusste er genau, was er werden wollte: Schmetterlingsforscher. Wenigstens aber Biologe. Seiner Sammlung wollte er unbedingt noch einen Schwalbenschwanz und einen Apollo hinzufügen.

Also gingen wir auf Jagd und verbrachten unsere Zeit im Hochsommer damit, bei flirrender Hitze zwischen den Gleisen unseres Provinzbahnhofs herumzuturnen. Wir versuchten, die Schmetterlinge in dem Moment zu erwischen, wenn sie auf den Unkräutern im Gleisschotter saßen. Die erbeuteten Objekte landeten in einem Marmeladenglas, das Pesch zu diesem Zweck immer mit sich führte. Darin lag ein mit Äther getränkter Wattebausch. Der gefangene Schmetterling wurde hineingesteckt und narkotisiert. Die Ätherdämpfe legten sein Nervensystem lahm. Er verlor das Bewusstsein, wurde bewegungsunfähig und erstickte, ohne es zu bemerken. Das war human. Die Flügel blieben unbeschädigt. Die Farben erhalten.

Beim Schmetterlingsfangen bewegte sich Pesch flink und geschickt. Er konnte sich den Tieren auf dem losen Schotter nahezu geräuschlos nähern – um dann blitzschnell und sanft zuzufassen. Diese Fähigkeit stand in krassem Gegensatz zu seiner ansonsten schwerfälligen Fortbewegungsart. Auf unserem gemeinsamen Weg vom Bahnhof in Neuss zum Isidor-Schwarz-Gymnasium, einem hässlich gelb geklinkerten, quadratischen Bau, der von einem gehirnkranken Architekten im Delirium entworfen worden sein musste, sah ich ihn, während wir miteinander sprachen, immer von der Seite an.

Seine Gangart hätte gut Untersuchungsgegenstand einer wissenschaftlichen Studie sein können. Ich beobachtete ihn mit dem linken Auge, während er ausnahmslos immer an meiner linken Seite lief – weiß der Kuckuck, warum. Wenn ich ihn also von rechts her ansah, während er links neben mir herlief, dann schien es immer, als würde er gleich vornüber auf den Gehweg stürzen. Sein

Oberkörper war leicht vorgebeugt, als stemmte er sich gegen einen mächtigen Sturm, und wenn er sein Gewicht auf den Vorderfuß verlagerte, nahm die Beugung gefährlich zu.

In dieser Stellung wäre er bereit gewesen, einen Steinbock zu rammen – und es drohte der Sturz. Jedes Mal dachte ich, jetzt kracht er gleich mit dem Kopf auf den Asphalt. Doch kurz vor dem Kipppunkt zog er den hinteren Fuß blitzschnell vor und war wieder im Gleichgewicht. Danach fing das Ganze von vorne an. Und nun, bei der Schmetterlingsjagd, sprang er behände über den Gleisschotter einem ahnungslosen Distelfalter hinterher. Oder war es ein Schwalbenschwanz?

Wir hatten uns immer weiter von den Gleisen entfernt. Waren ins Neubaugebiet vorgestoßen, eine Kraterlandschaft mit verlassenen Baugruben und Erdhügeln, auf denen massenhaft Disteln, Gräser und Unkräuter wuchsen. Pesch kauerte, fünfzig Meter von mir entfernt, gebückt auf einem der knochentrockenen Hügel. Er blinzelte durchs hoch aufgeschossene Kraut. Aufgeregt ruderte er mit seinem linken Arm und winkte mich heran. Gleichzeitig versuchte er mit der Rechten, etwas aus seiner Hose zu ziehen. Dann drehte er mir den Kopf zu und legte den Zeigefinger auf seine wulstigen Lippen.

Im nächsten Augenblick hatte er sich wieder umgedreht und fummelte erneut an seiner Hose herum, vermutlich um das Marmeladenglas herauszuholen. Was für ein seltenes Exemplar hatte er entdeckt? Als ich bis auf wenige Schritte bei ihm war, staunte ich nicht schlecht. Es war kein Marmeladenglas, das er da herausgezogen hatte. Es war sein kleines, weißes, steifes Glied. Senkrecht ragte es aus seiner kartoffelbraunen Hose in den Himmel. Er war dabei, es zu bearbeiten. Ächzte und stöhnte, als wollte er eine Riesenmöhre aus der Erde reißen.

„Pesch, was soll das? Hast du mich deswegen hergerufen?“

Anstatt mir zu antworten, zuckte er nur wie ein Geistesgestörter mit dem Kopf und deutete mit dem Kinn auf etwas, das hinter den Unkräutern verborgen war. Irritiert robbte ich den Berg etwas hinauf und spähte durch die Gräser in die Grube.

Keine zwanzig Meter entfernt hockte ein Mädchen. Das Kleid hochgeschlagen, die Beine gespreizt, den Schlüpfer zu ihren Füßen, rieb sie sich mit der Hand zwischen den Schenkeln.

„Ist das nicht die Viola?“

„Ja, die Bäcker-Viola … aus der Eichendorffstraße.“

Die süße Viola, dachte ich und fühlte mich sofort schlecht. Dass Pesch sich in meiner Gegenwart hemmungslos selbst befriedigte, war nicht beunruhigend. Er tat das genauso, wie er im Unterricht furzte, Rolf den Kakao übers Hemd schüttete oder Pornohefte im Biologieunterricht austeilte. Beunruhigend war, was es in mir auslöste. Als ich seinen kleinen harten Ständer sah, erinnerte mich das sofort an meinen eigenen Pimmel. Vor allem dessen Lage. Denn die Lage, sagte Thom, mein ältester Bruder, entscheide über den Charakter eines Mannes. Keine Ahnung, wo er das gelesen hatte. Er las ’ne Menge Zeug. Jedenfalls kam er eines Abends, als unsere Eltern im Theater waren, in mein Zimmer und befahl:

„Hose runter!“

„Bist du plemplem? Warum soll ich mir die Hose ausziehen?“

„Weil ich was eruieren muss!“

„Weil du was musst?“

Er redete immer so geschwollen daher. Wollte zeigen, wie schlau er war.

„Ich will was rausfinden, Kleiner. Also los. Mach kein großes Gedöns! Ich muss dich nur kurz angucken. Nun mach schon, zieh die Bux aus!“

Ich zögerte. Nur kurz. Die Erfahrung lehrte, dass es besser war, zu gehorchen. Karl hatte seinen Widerspruch zwei Tage zuvor fast mit dem Leben bezahlt. Er hatte sich geweigert, Thoms Befehl zu gehorchen, und wurde angefallen. Mit

beiden Händen griff Thom zu und würgte ihn. Karl röchelte, japste, bis er dunkelblau war, und wurde bewusstlos. Das war's, dachte ich. Doch kurz bevor er seine Seele aushauchen konnte, verpasste mein Vater Thom einen kräftigen Schlag auf den Kopf, und er gab Karl wieder frei. Heute war mein Vater nicht da und ich hatte keine Lust auf Ohnmacht. Also öffnete ich meine Hose und ließ sie runter.

„Die Unterhose auch!"

Ich gehorchte. Als ich so dastand, die Unterhose auf Höhe der Oberschenkel, die Stoffhose in einem Haufen an meinen Knöcheln, entblößte er seine krummen Zähne zu einem Grinsen. Genaugenommen war nur ein Zahn krumm. Sein rechter Schneidezahn. Hässlich und graugrün stand er schräg in der ersten Reihe. Diesen und den Rest seiner Zähne zeigte er mir und stellte fest:

„Rechtsdrehung des Gliedes introvertiert. Psychopathische Veranlagung. Willensstark. Soziophob!"

Dann drehte er sich um, verließ mein Zimmer und knallte die Tür zu. Wahrscheinlich trug er diese geniale Entdeckung jetzt in eins seiner beknackten Feldforschungsbücher ein. Ich hatte überhaupt nichts kapiert. Behalten hatte ich nur: „Rechtsdrehung des Gliedes". Und dass diese Rechtsdrehung etwas Krankes war. Natürlich machte mich das unruhig.

Künftig kletterte ich bei jeder Gelegenheit auf die Kloschüssel im Badezimmer, um mein Glied im Spiegel zu begutachten. Auf der Schüssel balancierend, betrachtete ich es eingehend. Schob es hin und her, drehte es nach links, dann nach rechts. Ließ es nach hinten und nach vorn schwingen, schleuderte es im Kreis, hob es hoch, ließ es wieder fallen und beobachtete genau, in welcher Position es sich einpendelte. Gelegentlich konnte ich die Lage nicht gleich bestimmen, weil es steif wurde. Dann musste ich einige Zeit warten. Aber zum Schluss gab es immer das gleiche Ergebnis: eine leichte Rechtsdrehung. Was auch immer ich unternahm, nichts half. Ich war krank.

Inzwischen hatte ich in Thoms Zimmer die Quelle seines Wissens entdeckt: die *Bravo*. In der Novemberausgabe war eine ganze Seite den Positionen verschiedener Glieder gewidmet. Diese unterschiedlichen Positionen konnte man anhand von Abbildungen studieren. Neben den Bildern war jeweils die Interpretation zu lesen. Die Lage meines Gliedes war auch dabei. Daneben stand sowas wie:

„Männer und Jungen, deren Glied leicht nach rechts gedreht ist, sind oft schüchtern und introvertiert (nach innen gekehrt). Sie können aber auch unter plötzlichen Wutanfällen leiden und haben einen starken Willen sowie einen Hang zur Soziophobie (Verhaltenshemmung).“

Bähmm! Jetzt war alles sonnenklar! Das war die Ursache aller Quälerei! Ich war soziophob, mit Hirnschaden! Der Grund, warum es mir nicht gelang, Viola anzusprechen. Warum ich die Zähne nicht auseinanderbekam in ihrer Gegenwart. Wo sie doch so süß war und ihre Brüste sich so herrlich rund unter ihrem Pullover abzeichneten. So verknallt war ich in sie, dass ich nichts anderes als einen roten Kopf bekam, wenn ich ihr begegnete. Wie alle anderen wäre ich gern mit ihr auf der Kirmes Raupenbahn gefahren. Hätte sie dann am Ende der Fahrt, nachdem sich das Verdeck geschlossen hatte, geküsst. Aber ich brachte es zum Verrecken nicht fertig, sie zu fragen. Ich konnte es gar nicht! Ich war rechtspimmelgehemmt! Das war sozusagen genetisch programmiert.

Auch heute noch, mit sechzehn, dachte ich, war diese Rechtslage schuld an meiner Schüchternheit und hinderte meine Entfaltung. Schlimmer aber war wahrscheinlich der Hirnschaden. Pesch hatte mit alledem keine Schwierigkeiten. Er war frei von Schüchternheit und frei für die Onanie im öffentlichen Raum.

„Hey, da isse ja“, schrie Pesch so laut, dass er sogar das Klappern und Kreischen der Wagenbleche übertönte und mich brutal aus meinen Erinnerungen riss. Das war empathielos. Seine gesamten Schulutensilien lagen kreuz und quer

verstreut auf dem versifften Waggonboden: Mathe-, Latein- und Englischbuch, Rechenschieber, Butterbrotdose und ein Schmetterlingsmarmeladenglas. Offenbar hatte er seinen Ranzen ausgeleert, hockte jetzt im Dreck zwischen all dem Zeug, reckte triumphierend seine Fahrkarte in die Höhe und brüllte:

„Mission erfüllt!“

Der Schaffner lehnte nach wie vor entspannt an der Toilettentür.

„Wurde aber auch Zeit, Junge. Eine Minute länger und ich hätte dich mit zur Bahnpolizei genommen.“

Arschloch! dachte ich. Pesch zeigte dem Beamten das speckige Teil in der blinden Plastikhülle, durch die man nur noch mit Mühe die nötigen Daten und sein Foto erkennen konnte. Der nickte nur.

„Geht doch!“

Dann schleuderte Pesch seinen ganzen Krempel wahllos zurück in die Schultasche, verschloss sie mit dem ausgefransten Schnallenverschluss und stand auf. Der Klappsitz knallte mit Karacho gegen die blecherne Wagenwand.

„Kannste den Sitz nicht festhalten, Bengel?“, keifte eine alte, dürre Dame hinter uns.

Kaum hatte sie ihren Satz gesprochen, krachte auch mein Sitz gegen die Wand.

„Ungezogene Rotzjungen!“

„Geh doch zurück in deinen Sarg, wenn dir das hier zu laut ist, Oma“, erwiderte Pesch.

Die Alte verstummte. Mit kreischenden Bremsen kam der Zug zum Stehen. Alles strömte jetzt dem Ausgang entgegen, drängte aus den Zugabteilen und Waggons, flutete den Bahnsteig, floss hinab in die Katakomben des Bahnhofsgebäudes und schob sich durch die unterirdischen Gänge. Pesch und ich mittendrin. Dann trennte sich die Masse in einen nördlichen und einen westlichen Strom, staute sich vor den schmalen Kontrollgittern am Ausgang und wurde schließlich auf

den Bahnhofsvorplatz gespült. Hier verteilten sich die Menschen auf Busbahnhof, Taxistand und Straßenbahnhaltestelle. Oder sie eilten zu Fuß an ihren Arbeitsplatz durch den Regen.

KAPITALISMUS - 1972

Was, fragte ich mich, trieb diese Leute eigentlich an? Warum dieses willenlose Fließen von Körpern – dieser träge Organismus, gezogen wie an unsichtbaren Fäden? Seltsam. Wo wollten sie hin? Warum dieser bescheuerte Trott? Und warum zum Henker jetzt auf einmal diese bescheuerten Gedanken? Vielleicht, weil ich gestern *Robinson Crusoe* gelesen hatte? Gleich im ersten Kapitel erklärte sein Vater ihm, wie gefährlich es sei, ein unstetes Leben zu führen, zu träumen und nur das Abenteuer zu suchen. Das täten nur verzweifelte oder größenwahnsinnige Menschen, und er, Robinson, solle lieber etwas Vernünftiges tun. Er gehöre in den Mittelstand – in die Sphäre, die man die höhere Region des gemeinen Lebens nenne. Diese aber sei die beste in der Welt, und nur in ihr gelange man am sichersten zu irdischem Glück.

Etwas Vernünftiges tun. Das war’s. Diese umhertreibenden Leiber wollten etwas Vernünftiges machen. Sie waren auf dem Weg in die höhere Region, ließen sich durch den Bahnhof aus der Sphäre der Bedeutungslosigkeit ziehen, streckten sich nach dem Besten in der Welt und fingerten nach dem irdischen Glück. Offenbar sehnten sie sich nach dem Mittelstand, der von Ferne winkte. Und ich steckte mittendrin in diesem Gewusel. Umgeben von einer verwirrten Bande von zukunftsmöglichen Mittelständlern – Kleingeistern, wie meine Alten. Imperialisten, wie Mücke behauptete. „Der Kampf gegen diese Imperialisten *muss* geführt werden! Dafür stehe ich als Kommunist!“, hatte er gesagt und mir eine Mao-Bibel in die Hand gedrückt. Von da an war ich auch einer – glaube ich.

Robinson war wahrscheinlich auch einer. Jedenfalls hatte er nicht auf seinen Alten gehört. Verweigerte sich dem Mittelstand. Wollte sich nicht beugen. Wollte raus, etwas erleben, nicht verkümmern hinter einem Schreibtisch. Freiheit und Abenteuer waren seine Ziele. Nicht das irdische Glück. Was sollte das denn auch sein? Ein Mercedes, ein Haus im Grünen, eine glückliche Familie, Reichtum und Imperialismus? Das war Latein, klar. Die Bedeutung kannte ich. Hing mit Imperium zusammen – also Herrschaft. Der Unterricht bei Kapinski war nicht völlig umsonst.

Aber die Übertragung fiel mir schwer. Waren diese müden und gebeugten Gesellen im Ernst Herrschende? Über was herrschten sie denn? Wie genau hatte Mücke das gemeint? Darüber musste ich noch einmal mit ihm reden. Jedenfalls konnte ich nichts Herrschaftliches erkennen bei diesen teilnahmslosen Wesen. Es war eher umgekehrt. Diese Kleingeister herrschten nicht, sie wurden beherrscht. Was für armselige Banausen.

„Ihr arm-seli-gen Banausen!“

„Horsti, was is los? Alles in Ordnung mit dir?“

„Häh?“

„Warum schreist du so rum?“

Einige der vorbeiströmenden Passanten drehten die Köpfe – starrten mich an.

„Ja … alles in Ordnung, denke ich … hab nur … egal … im Moment is alles nur zum Kotzen.“

„Zum Kotzen? Wieso?“

„Na ja, erst fährt mich ein Zug platt, dann nervt mich mein Hirnschaden, dann meine Rechtspimmelhemmung und jetzt werde ich auch noch wie ein Untoter durch den Bahnhof gezerrt …“

„Scheiße, Horsti! Hast du Lack gesoffen?“

„Hab grad überhaupt keinen Bock mehr auf diese ätzende Penne. Keinen Bock, mich durch die Straßen zu quälen zu diesem bekotzten Klinkerbau mit

lauter zurückgebliebenen Paukern. Jeden Morgen die gleiche Kacke. Immer derselbe Trott: Wissen fressen, Anstand, Ordnung, gesellschaftsfähiges Verhalten lernen. Verhalten für eine Gesellschaft, in der ich überhaupt nicht leben will. Die nächsten vierzig Jahre und mehr in der gleichen stupiden Tretmühle? Genau wie diese geistesgestörten Pendler? Nein! Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“

„Horsti! Hol Luft! Mach mal halblang!“

„Nein! Mach ich nicht! Ich mach blau und geh zum Tchibo. Zeig den Imperialisten den Arsch!“

„Biste jetzt aufm Mücke-Trip, oder was? Der Kerl hat ’ne Meise!“

„Ne, der ist Kommunist!“

„Quatsch, is der Kommunist, der is ’ne Laberbacke! Der versteht nix von dem, was er sagt!“

„Woher willste das wissen?“

„Hab mit ihm geredet und einiges gelesen. Bisschen was von Dutschke, von Marx, Mao, Habermas und so … Auf diesen Kommunistenscheiß geb ich nix. Kommunismus is wie wenn alle das gleiche Klo haben und keiner es putzen will, weil’s niemand gehört. Da hab ich lieber meine eigene Schüssel. Außerdem is das ganze Kommunistenzeug nur eine billige Nachahmung des jüdischen Messianismus. Hat der Marx von seiner Religion abgekupfert.“

„Und trotzdem. Wär doch affenstark, wenn alle Menschen gleich wären, alle das Gleiche hätten, keiner mehr arm sein müsste? Wenn so ein Kaufhauskapitalist wie der Horten sich nicht alles grapscht, während die anderen überhaupt keine Kröte haben. In der *konkret* hab ich gelesen, der Horten hätte seine ganze Penunze von den Juden geklaut.“

„Horsti, was weißt denn du von Kapitalisten? Zum Ersten heißt Kapitalist sein für mich, nur Kapital zu haben. Und das is ja wohl nich gleich was Schlechtes. Und zweitens gibt’s auch Leute mit Moos, die teilen können.“

Er wischte sich mit dem linken Daumen ungelenk das Regenwasser von den Brillengläsern und sah mich an.

„Jetzt hör mir mal gut zu!“, sagte er, als ob ich das nicht schon die ganze Zeit getan hätte. „Es geht nich um Kapital haben oder nich, sondern darum, was in so einem Menschen drinsteckt, ob der nun Geld hat oder nich.“ Dabei fuchtelte er mit seiner Coladose vor meiner Nase herum.

„Und wenn du mir dauernd mit dem Kram vom Horten kommst … na gut, der war ’ne Kackbratze. Aber nich alle Unternehmer sind Kackbratzen. Und du kannst niemanden dazu zwingen, gut zu sein. Aber genau das wollen die Kommunisten: andere zum Gutsein zwingen. Notfalls mit Gewalt.“

„Wer redet denn hier von Gewalt? Umerziehen muss man die Menschen! Ein neues, besseres Regierungssystem muss her, und die Spießbürger werden Stück für Stück im Denken verändert.“

Wenn das mal nicht ein gutes Argument war.

„Herrgott noch mal, Horsti! Keiner wird durch ein neues System verändert! Guck mal!“

Er hielt mir seine Coladose unter die Nase.

„Wenn die Cola in dieser Dose nach Kotze schmeckt und nach Pisse stinkt, wird sie auch nicht besser, wenn du sie in eine neue Dose füllst, oder?“, sprach es, nahm einen kräftigen Schluck und rülpste.

„Genauso wenig ändern sich die abgewrackten Typen nur dadurch, dass du sie in ein neues System stopfst, nich heute und auch nich morgen, basta!“

„Mmh …“

Und als hätte er die ganze Zeit geschwiegen und müsste mir jetzt endlich etwas Brandneues mitteilen, fixierte er mich durch seine fingerdicken Brillengläser und meinte:

„Ich sag dir jetzt mal was, Horsti: Ich kenn die Armutskacke von zu Hause. Aufm verdammten Kartoffelacker die blöden Knollen rauspuhlen. Vor der

Schule den Stall ausmisten und Eier einsammeln. Nach Mist stinken und angepflaumt werden, nur weil meine Eltern Bauern sind. Du hast ja keine Ahnung! Dein Alter is Doktor! Wenn also einer ’nen Grund hat, Kommunist zu werden, dann bin ich das! Ich jedoch – bin lieber tot als rot! Guck dir doch den Mist an in der Sowjetunion, ist das Freiheit? Teufel noch mal, nein! Lies mal vernünftige Sachen, wie das Buch von dem Leonard: *Die Revolution entläßt ihre Kinder.* Dann weißte, was da abgeht.“

Damit war das Thema für ihn erledigt. Es war beeindruckend. Pesch war von außen plump, innen aber fein gestrickt. Hatte kluge Sachen zu sagen. In Politik und Geschichte war er fast genauso gut wie in der Schmetterlingskunde. Nur in Mathe und Chemie war er eine absolute Niete. Die beiden Fächer haben ihm später das Genick gebrochen. Ohne Abitur musste er abgehen, und aus war’s mit dem Schmetterlingsforscher. Aber meine Entscheidung war gefallen: keine Schule heute. Eine Zeit lang trotteten wir schweigend nebeneinanderher.

„Hey, Pesch, komm, lass uns zum Tchibo gehen!“

„Bisse übergeschnappt, Alter? Wir schreiben heute ’ne Arbeit. Die muss ich packen, sonst haut’s mich in Latein auch noch raus!“

„Zum Henker! Heute is das? Welche Lektion denn?“

„Sieben und acht und die ganze beschissene Grammatik dazu!“

„Verdammt!“ Mehr wusste ich dazu nicht zu sagen. Im Bruchteil einer Sekunde hatte sich die Situation auf den Kopf gestellt. Mit dem innerlichen Aufbäumen war es augenblicklich vorbei. Mein Herz begann zu rasen, meine Gedanken zu trudeln. Wie sollte ich in der Kürze den Stoff nachholen? Unmöglich! Ich Hornochse! Wie hatte ich das nur vergessen können? Eine Sechs in dieser Arbeit und ein Fünfer im Zeugnis wären sicher. Würde ich blau machen, bekäme es Kapinski garantiert raus und würde mir einen dritten Verweis aufbrummen.

Ich sah ihn vor mir: Kapinski, die Bulldogge. Viel zu fett, schnaufend wie eine Lok, Stiernacken und Glatze. Der Inbegriff eines autoritären, rückwärtsgewandten Paukers. Ein Choleriker und reaktionsschnell wie eine Kugelspinne**.** Immer einen Schlüsselbund in der Rechten, den er nach widerspenstigen Schülern warf.

Während des gesamten Unterrichts sitzt er in Angriffsposition hinter seinem Katheder, fixiert uns mit seinen Glupschaugen und klimpert mit seinem Schlüsselbund. Alle Schüler sitzen aufrecht und schweigen. Widerworte duldet Kapinski nicht. Geredet wird nur, wenn er dazu auffordert. Der Unterricht läuft immer gleich ab. Kapinski kommt rein, wir stehen auf. Er bellt:

„Salvete, discipuli!“

Wir brüllen zurück: „Salve, magister!“

Dann schließt er alle Fenster, weil er frische Luft hasst. Wir setzen uns. Er pflanzt sich mit seinem massigen Leib hinter das Lehrerpult.

„Horst Wend! Surge!“

Scheiße! Mir bricht der Schweiß aus. Langsam erhebe ich mich, stehe gebeugt, eine Hand auf dem Pult abgestützt und sehe ihn an – weiß ich doch genau, was jetzt kommt.

„Sta rectus!“

„Wie bitte, Herr Magister?“

Kapinski starrt mich finster an.

„STA RECTUS! Steh aufrecht, Wend! Du Pfeife!“

Lässig richte ich mich auf, drücke den Rücken durch und salutiere. Kichern. Kapinski brodelt, bleibt aber ruhig. Dann sein Spruch:

„Hadder jelernt?“

„Äh … weiß nich jenau …“

„Wat soll dat jetzt heißen? Hadder jelernt oder hadder nich jelernt?“

„Naja …“

„Wend! Du kennst dat Spiel! Hasse nich jelernt, krisse ne Fünf. Sachste, du has jelernt, dann kommste vor und zeigs mir dat. Wenn de dann nix kanns, krisse ne Sechs. Also wat nu?“

„Nich jelernt!“

„Okay, setzen! Der nächste …“

Die Bulldogge scheint besänftigt. Ich bleibe stehen und hebe meinen Finger.

„Wat is noch, Wend?“

„Könnten wir das bitte noch einmal diskutieren, Herr Kapinski?“

Ein unterdrücktes Lachen im Raum.

„Himmel Arsch und Zwirn! Wat soll dat Wend? Willse mich verscheißern? Wat jibbed da zu diskutieren?“

„Vielleicht könnten wir als Klasse darüber abstimmen, ob nicht ein anderes Vorgehen beim Vokabeltest angemessener wäre. Demokratie und so …“

Die anderen johlen und trommeln auf die Bänke. Kapinski läuft rot an.

„Ruhe! Verdammte Scheiße! Ruhe! Sofort!“

Sein Schlüsselbund kracht auf den Tisch. Alle verstummen. Die Luft ist jetzt stickig und schwer wie Kreidestaub.

„Wat hasse da jesacht, Wend? Du hältst dich wohl für besonders witzig, hä?“

Kapinski richtet sich auf. Erhebt sich tatsächlich von seinem Stuhl. Blitzartig ergreift er den Schlüsselbund. Schmettert ihn pfeilschnell in meine Richtung. Ich kann mich gerade noch ducken. Mit Wucht kracht das Geschoss auf mein Pult, prallt ab und knallt gegen meine Schulter. Ich heule auf. Betretenes Schweigen. Schnaufend wie ein Bison stampft Kapinski auf mich zu, beugt sich zu mir herunter und brüllt:

„Lateinunterricht ist keine demokratische Veranstaltung, Wend! Merk dir dat, du Kappeskopp!“

Speicheltropfen schleudern mir ins Gesicht und eine Geruchsmischung aus Kaffee, Tabak und altem Käse fliegt mir um die Ohren. Dann zischt er:

„Wat du brauchs is ne Lektion in Respekt, Bengel! Ich werd dir dein renitentes Verhalten schon noch austreiben!“

Das war’s! Die Bulldogge hatte gewonnen.